



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

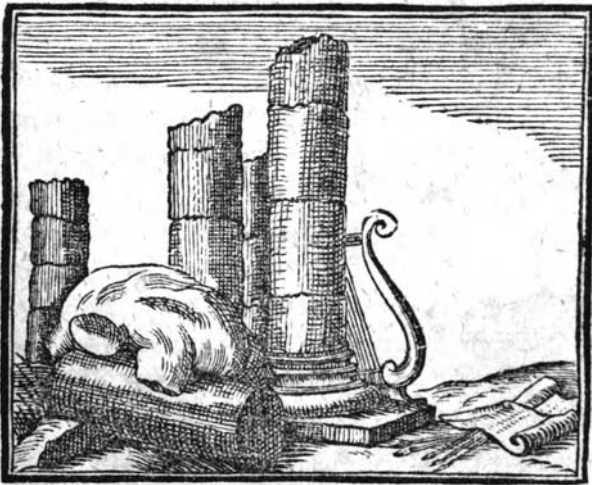


A. ZINCOG

*Graf. del.*

*M. Thoenes jr.*

Neue Bibliothek  
der schönen  
**Wissenschaften**  
und  
der freien Künste.



Neun und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

---

Leipzig, 1793.  
In der Dyckischen Buchhandlung.

## III.

Poetische Blumenlese aufs Jahr 1793.  
Göttingen, Bey Dietrich, 250 S.

Den gegenwärtigen Jahrgang eröffnet ein neues Meisterstück des Herausgebers, Heloïsen's Brief an Abälard frey nach Pope bearbeitet. Es war ein schweres Unternehmen mit dem Originale zu ringen, welches der Vf. vor Augen hatte; aber dieses Unternehmen ist ihm gelungen, wie ihm alles gelingt, wenn sich sein Geist ermannt und seine Kräfte sich frey, von äußern Einflüssen ungefesselt, regen. Die Fülle des Ausdrucks, der Wohlklang der Versification, der rasche Gang durch die mannichfaltigsten Empfindungen erheben diese Heroide zu der Klasse der besten Werke dieses Dichters und so mit zu dem Vorzüglichsten, was unsre Sprache in dieser Gattung besitzt. Was kann feuriger, gedankenreicher, inniger seyn, als folgende Stelle:

— Werfe dich der ganzen Welt Gebieter  
Huldigend zu meinen Füßen hin;  
Stolz verschmäh' ich ihn und alle Güter,  
Wenn ich nur des Liebsten Holdinn bin.

Fällt dir sonst ein Name, mich zu zieren,  
Freyer, süßer noch, als Holdinn, ein:

O so laß, Geliebter, mich ihn führen,  
 Laß mich dir, was er bedeutet, sehn!  
 Welch ein selig Loos, wann Seel' und Seele  
 Sich einander ziehn durch eigne Kraft,  
 Und, nur folgsam der Natur Befehle,  
 Liebe Freyheit, Freyheit Liebe schafft!  
 Unbesitzend immer, allbesessen  
 Labet Eins am andern sich alsdann.  
 Keine der Begierden darbt vergessen,  
 Die sich nicht in Fülle weiden kann.  
 Der Gedank' erahndet den Gedanken,  
 Ehe noch die Lipp' ihn offenbart;  
 Raum entschlüpft der Wunsch des Herzens  
 Schranken,  
 Als sich schon Erfüllung mit ihm paart.  
 Bild der Seligkeit! wenn auch hienieden  
 Keine Welterfahrung sonst dir glich:  
 Uns war deine Wirklichkeit beschieden;  
 Selig waren Abälard und ich. —

Nur selten stößt man auf Stellen, denen man  
 mehr Glätte und Ründung, mehr Richtigkeit und  
 Klarheit im Ausdruck, oder ein Wort, einen Vers  
 weniger wünschte. Wir können uns nicht enthal-  
 ten, noch eine Stelle anzuführen, welche zu den  
 vollendetsten dieses Gedichtes gehört, und, als  
 eine der kräftigsten Darstellungen der unbegränz-  
 ten, hoffnungslosen Liebe, einen rühmlichen Platz  
 neben der bekannten Ode der Sappho einnimmt:

Was für Herz entweihende Gebilde  
 Stellen sich mir allenthalben dar!  
 Ich mag betend wandeln im Gesilde,  
 Ich mag kniend beten am Altar.

Unter

Unter meiner Sehnsucht Rauch verbunkelt  
 Und verzehrt mein Morgenlämpchen sich;  
 Hell an jeder Bettoralle funkelt  
 Eine Thräne, hingeweint für dich;  
 Allenthalben fliehet mit leisem Gange  
 Zwischen Gott und mich dein Bild sich hin;  
 Dich vernimmt in jedem Chorgesänge  
 Das getäuschte Ohr der Schwärmerinn.  
 Wann vom Altar bis zum Tempelbogen  
 Blau die süße Weihrauchwolke schwebt,  
 Und sich, steigend mit den Orgelwogen,  
 Himmelan die frohe Seele erhebt:  
 Dann zerstört auf einmal der Gedanken  
 Flüchtigkeit an dich des Festes Glanz,  
 Alles seh' ich durch einander wanken,  
 Priester, Kerze, Rauchfaß und Konstranz;  
 Fühle tief in einem Feuermeere  
 Meine Seele brennend untergehn,  
 Während daß in Flammen die Altäre  
 Und umher die Engel zitternd stehn. —

Diese Epistel ausgenommen, hat Hr. B. diesem Almanach noch ein Duzend Gedichte einverleibt, von denen sich keines in seiner Art zu der Vollkommenheit des ersten erhebt. In dem Gedichte die Lode wird der Schönheitsinn durch einige wilde Kraftausdrücke zurückgeschucht; das Sonnet, Erscheinung betitelt, ist im Ganzen dunkel und gegen das Ende zu matt; auch das Strasslied an die Gallier ist für das was es seyn soll, und was man von der Energie des Verfassers erwarten durfte, nicht kräftig genug.

Seitdem Hr. Bürger die hintangesetzte Form des Sonnets den Deutschen wieder in das Gedächtnis

nist zurückzurufen und durch eigne meisterhafte Produkte in dieser Gattung zu empfehlen gesucht hat, vermehren sich die Sonnettendichter mit jedem Jahrgang des Almanachs. Und die Wahrheit zu gestehn, scheint es so übel nicht, daß der Nachahmungsgeist auf eine Form geleitet worden ist, in welcher man sich ohne Ausbildung der Sprache und des mechanischen Theils der Poesie schlechterdings kein Genüge thun kann. Die Sonnette, welche der Herausgeber in diesen Jahrgang aufgenommen hat, empfehlen sich sämmtlich von Seiten des Ausdrucks und des Wohlklangs, obgleich keines unter ihnen ist, das wir als ein vollkommenes Gedicht bewundern könnten. In der erstern Hälfte sind mehrere derselben vortreflich; aber gegen das Ende werden sie verwirrt, gezwungen oder matt. An diesem Fehler liegen die meisten mit B. bezeichneten Sonnette krank. Was ist z. B. unerwarteter und kraftloser als der Schluß der Dämmerungsfeyer, auf welche das urceus exit vollkommen paßt? Was ist dunkler und gezwungener als die Terzette des Sonnets letzte Liebe betitelt? Was sollen in einem Dritten die Worte bedeuten:

Hört, Ihr Weissen, was ihr noch nicht wißt!  
 Wallen Seelen in einander über,  
 Ist's nicht Eine, die ihr Stück ermist.

Da der Verf. die Weissen etwas lehren will, was sie noch nicht wissen, so hätte er es ihnen doch deutlicher sagen sollen.

Zum

Zum erstenmal, wenn wir nicht irren, tritt hier ein Herr Schack von Staffeld als Dichter auf, unter andern mit zwey Sonnetten, wovon das eine auf den Trümmern der Gleichen nicht ohne Verdienst ist. Der Inhalt entfernt sich rühmlich von dem gewöhnlichen Schnickschnack unsrer Almanachs Dichter, und weist auf die erhabnen Ideen von Vergänglichkeit und wahrer Größe. Dem Ausdruck aber fehlt noch viel zur Vollkommenheit. Was soll man sich bey den nackten Geistern denken, die in Schauern wellen? und wie kann es wahr seyn, daß das hangende Laub der Eschen von dem Moder umgestürzter Säulen erbleiche? Von einem Grabe sagt derselbe Dichter in diesem nemlichen Sonnett, daß das Angedenken düster in ihm schleiche, wobey man nur errathen kann, daß er ein feyerliches Bild habe ausdrücken wollen. Dieselbe gute Absicht bemerkt man auch bey dem zweyten Vers des ersten Terzetts, wo es von den Trümmern der verfallnen Schlösser heißt, daß sie auf dem Ocean der Zeiten schwimmen; ein seltsames Bild! welches der Geschmack verwirft, sobald es die Phantasie deutlich faßt. Noch müssen wir den Ausdruck die Leben scheuchen und die Härte des letzten Verses rügen: Lenke auf der Mühe schwerer Bahn, welcher außer dem Hiac und dem doppelten Reim in schwerer Bahn und leerer Bahn (in dem vorhergehenden Vers) noch den wesentlichen Mangel des unrichtigen Ausdrucks hat.



Mehrere Gedichte desselben Verfassers, zum Beispiel der Zweifler am Grabe seines Vaters, (eigentlich eine Geisterbeschwörung) zeigen einen poetischen Geist, der aber mehr wild und unordentlich träumt als geschmackvoll dichtet. Das Colorit ist überladen und maniert; der Ausdruck dunkel, bisweilen abentheuerlich; der ganze Vortrag zu weiterschweifig. In dem angeführten Gedichte werden zwey oder drey Gedanken durch vier und zwanzig Stanzas variirt. Wir führen folgende zwey (aegri somnia!) zur Probe an, in denen von der Verzweiflung die Rede ist:

Aber ach! vdm Gräuelmahle wandte  
 Sich des Ungeheurs Sicr nicht ab  
 Zu (?) dem offnen leichenleeren Grab;  
 Laurend auf die Sterbestunde, sandte  
 Es Betäubung, seine Schwester, nur,  
 Zu verfolgen der Verzweiflung Spur.

Blind und taub, in schleppendem Gewande,  
 Ohne Athem, mit dem Lethetrank,  
 Kam sie langsam näher und umschlang  
 Die Verzweiflung mit schwerem Bande.  
 Also lag ich todt bis Grabgesang  
 Mich in's Leben rief und Schaukelklang.

Zunächst stoßen wir auf eine Ode von CONZ an die Erinnerung, die sich durch ein angenehmes, blühendes Colorit und eine leichte, harmonische Versifikation auszeichnet. Schade, daß einzelne unrichtige Ausdrücke und Bilder, einzelne Härten und Füllworte den Genuß des Lesers hin und wieder stören müssen! Einige dieser Fehler ab-

ge-

gerechnet, schienen uns folgende Strophen vor-  
trefflich:

Die Etern' umtanzen rosigte Phantassen;  
Wir war's als stünd' ich wieder, Konstanz  
Und Zürich, an cuern blauen Eren:  
Magische Hände, so dächt's mir, hatten

Die Segend umgewandelt; und wo ich stand,  
Da war ich nicht: es dehnte sich vor mir aus  
In unabsehbar weite Strecken,  
Daß ich das Nahe nicht mehr erblickte.

Unstre Leser werden sogleich wahrnehmen, daß  
wir in dieser Stelle nicht alles aus Einem Grunde  
unterstrichen haben. Stunde müßte in stände  
verwandelt werden; und so dächt's mir ist hart.  
Warum nicht so wäht' ich? Der Ausdruck:  
und wo ich stand, Da war ich nicht, ist ein  
glücklicher Zug des Genies, um dessentwillen wir  
diese Stanze vornehmlich ausgehoben haben.

Wir schlagen um und finden Eifersucht, ein  
Gedicht, dessen Inhalt und Ausdruck mit den zar-  
ten, edeln Gefühlen, welche das vorige athmet,  
einen widerlichen Contrast macht. Es ist von  
einem Hrn. Frank, von dem dieser Almanach noch  
fünf andre kleinere und größere Gedichte enthält,  
von denen das erste, an ein ehemahl's geliebtes  
Mädchen, das erträglichste, die übrigen unbedeu-  
tend sind. Was kann dürftiger seyn, als der An-  
fang des Liebeslieds (S. 97).

O du herrlichste von denen,  
Die auf Gottes Erde gehn,

G 2

Schön

Schönstes Ebenbild von Jenen,  
 Die des Himmels Lust erhöh'n,  
 Deiner sollt' ich mich entschlagen? u. s. w.

Doch enthält dieses Gedicht auch einige gute Stanzas, in denen sich der Verfasser über den alltäglichen Ton erhebt, den er im Anfang angegeben hatte.

Gut versificirt sind die Frühlingslieder der Herren Liebau und Cappe; dieses ist aber auch ihr ganzes Verdienst. Die Gedanken sind so alltäglich, die Bilder so gemein, der Ausdruck so wässrig, als in den meisten Frühlingsliedern unserer jungen Dichter der Fall zu seyn pflegt. Der Gegenstand ist an sich so reich und mannichfaltig, es ist schon so viel vorzügliches darüber gesagt worden, daß jeder sich ihm gewachsen glaubt, und dieses hat eine unzählige Menge wässrige Frühlingsdichter erzeugt, deren der deutsche Parnass gar wohl hätte entrathen können. Das Gedicht des Herrn Karl Cappe ist eigentlich ein *curfus botanicus*, aus dem man die Pflanzen des Frühjahrs der Reihe nach kennen lernen kann.

Ein Hr. Karl Reinhard hat zehn Gedichte von verschiednem Werthe geliefert. Das erste an Malwina hat den Fehler, daß es, außer der Schöne, an die es gerichtet ist, wohl schwerlich jemand bis zu Ende lesen wird. Unter den übrigen ist keines, dem wir unsern Beyfall ohne Einschränkung geben könnten, obgleich keines ganz verwerflich ist. Das Epigramm an die Mädchen (S. 56) und ein anderes auf den Brocken (S. 145)

gedichtet, scheinen uns in Rücksicht auf den Inhalt das meiste Lob zu verdienen; und sie würd en vielleicht vortrefflich seyn, wenn nicht das elegische Sylbenmaaß die Freyheit des Dichters in der Wahl des richtigen Ausdruckes beschränkt hätte. In dem erstern müßte es statt: sparet für andre die Gunst, schlechterdings heißen eure Gunst. Der letzte Vers: ob die Eine gleich oft lange so freundlich nicht war, hätte in der gegenwärtigen Zeit ausgedrückt und das Flickwort oft weggeworfen werden sollen. Nur dann erst hat der Gedanke seine vollkommne Richtigkeit: „Ihr lockt mich vergebens, ihr Schönen. Nur Eine besitzt mein Herz; obschon diese Eine lange nicht so freundlich ist als ihr.“

In einem Gedicht des Herrn (Fr. Alb. Ant.) Meyer, Lauenstein überschrieben, wird man durch Sylbenmaaß und Bilder zu sehr an Kleists Sehnsucht nach Ruhe erinnert. Indessen ist diese Beschreibung eines schönen Thals gar nicht ohne Verdienst. Nur folgende Zeilen dünken uns lächerlich:

Jetzt büßt sein Geist um zwölf Uhr in der Nacht  
Wenn er die Hirtenknaben fürchtend macht.

Die zweyte, welche einzig und allein durch den Reim herbeigeführt worden ist, hat außer seiner Ueberflüssigkeit noch den Fehler, daß es ihm an dem nothwendigen Abschnitt mangelt.

Unter den Beiträgen eines andern Hrn. Meyer (S. 1. B.) zeichnet sich das Schifferlied und: an

nen Meister aus. Doch sind auch diese nicht von falschen Ausdrücken frey. In dem letzten müßte in der ersten Stanze: begehrt oder begehre stehn, nicht begehret, welches die falsche Zeit ist. Du, den Entfernung selbst nur zärtlicher erhalten, gibt keinen Sinn; die Entfernung könnte einen wohl zärtlicher machen; ein Freund kann auch in der Entfernung zärtlich bleiben. Aber daß er in demselben Zustand bleiben (erhalten werden) und diesen Zustand dennoch verändern soll, ist Nonsens. Und laß um diesen Wahn die Freundschaft nicht erkalten, ist undeutlich, da man nicht weiß, ob es heißen soll: diesen Wahn zu belohnen oder um dieses Wahnes willen, oder was sonst. — Der naive Ton in der Erzählung nach Boufflers, (S. 215) und in dem Savoyardenlied (S. 236) ist dem Verfasser nicht geglückt.

Der Hr. von Einem ist auch diesmal sehr freygebig gewesen. Seine Manier ist bekannt, und sie hat sich in dem verfloßnen Jahre nicht gebessert. Ein einziges von seinen dreizehn Epigrammen: Die beyden Nachbarinnen, verdiente die Aufnahme. Von den Beyträgen eines Herrn Krome und Zimmermann schweigen wir ganz, da wir gar nichts Gutes von ihnen zu sagen wissen.

Einige Beyträge sind mit dem Namen Bajocco Romano unterzeichnet. Der verlarvte Satyr, welcher sich unter diesem Namen verbirgt, und schon in dem vorjährigen Almanach spukte, hat hier  
drey

drey — Dinger: (wir schraen uns, sie beyrn rechten Namen zu nennen) aufnehmen lassen, in denen er seine Galle ausschüttet, und von denen zwey unverständlich, das dritte sittenlos ist. Was ihnen an Wiß abgeht, ist durch die Bitterkeit, noch mehr aber durch die Unverschämtheit ersetzt worden, mit welcher ihr Verfasser auf den Gegenstand hindeutet, über welchem er die Geißel schwingt. Dadurch also, daß der Herausgeber des Almanachs diese Beyträge aufgenommen hat, hat er zwar für die Malignität der Lesewelt sehr gut, für seine eigne Ehre aber von Herzen schlecht gesorgt.

Zum Beschluß müssen wir noch der Gedichte des Herrn Menschenschreck Erwähnung thun. Es ist so öffentlich gesagt und geschrieben worden, daß diese Gedichte dem Herausgeber des Almanachs zugehören, und ihr Verfasser ist selbst so wenig bemüht gewesen, sich vor den Augen des Publikums zu verbergen, daß es kindische Ziererey von uns seyn würde, in diesem Punkt die Unwissenden spielen zu wollen. Diese Gedichte haben sämmtlich — dieß zeigt ihr ganzes Gepräge — eine individuelle Beziehung. Sie werden für den größten Theil der Leser — nemlich alle diejenigen, welche die besondere Lage, Verhältnisse und Schicksale ihres Verfassers nicht kennen — weder Sinn noch Interesse haben; und der kleinere Theil derjenigen, welche so glücklich sind, in diese Geheimnisse eingeweiht zu seyn, werden sie zwar als einen Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens nicht für unwichtig halten, aber schwerlich wird eines

derselben einem unbefangenen Leser den Genuß verschaffen, welchen ein Produkt der schönen Kunst zu verschaffen beabsichtigt. Fünf oder sechs dieser Gedichte sind gegen die Rezensenten des Verfassers gerichtet, und er schlägt auf diese, in seinen Augen so verabscheuungswürdige Menschenart mit einem so blinden Ungestüm los, daß er die Peitsche über jeden schwingt, den er von dem schändlichen Laster, seine Meinung über Werke des Geistes sagen zu wollen, angesteckt glaubt. Aber hier geht es Hrn. Bürger leider nicht besser, als jenem fabelhaften Lyfurg — ein warnendes Beispiel für jeden, der die Eingebungen seiner Leidenschaften für die Eingebungen eines Gottes im Busen hält! — und die Streiche, welche er seinen Feinden zugebracht hat, fallen auf seinen eignen Rücken. In der Fabel vom Vogel Urselfst hat sich die Kritik, für die Verachtung, mit welcher ihr der Dichter begegnet, augenscheinlich gerächt. So scharf er seinen Bogen spannt und so gut er sein Ziel gefaßt zu haben glaubt, so gehn seine Pfeile dennoch in den leeren Raum, denn das Ziel, auf das er sie richtet, ist ein Phantom seiner Einbildungskraft \*).

\*) Hr. Bürger hat für gut gefunden, auf die Gründe seiner Rezensenten mit hämischen Spott und persönlichen Anzüglichkeiten zu antworten. Seine Anspielungen sind nicht versteckt, und man sieht wie gewiß er seiner Sache zu seyn glaubt. Indessen können wir ihm nicht verbergen, daß er sich irt, und daß der Verfasser der Rezension seiner  
Ge.

Wir haben der Fabel vom Vogel Urfelbst als eines Beispiels erwähnt, was für ein schlechtes Surrogat der Begeisterung die Auswallung der Eitelkeit, des Unwillens und jeder Art von Leidenschaft sey. Wir wollen unsern Lesern den Plan dieser Fabel vorlegen, um sie den Werth derselben beurtheilen zu lassen.

Der Vogel Original oder Urfelbst war der Liebling eines Genius. Ein kranker Uhu sah seinem Fluge zu und rufte, das Flügelpaar, welches der Genius dem Urfelbst geschenkt hätte, trüge ihn zwar hoch und weit, aber sein Flug sey gleichwohl

B 5

nicht

Gedichte in unserer Bibliothek ein ganz anderer ist, als der, welchen Er dafür hält. So ungewiß und trügerisch sind die Eingebungen des Dämons der Eigenliebe, eines sehr irdischen Poltergeistes, der aber eingenommenen Augen bisweilen in der Gestalt einer himmlischen Muse erscheint! Dieser nemliche trügerische Dämon hat Hrn. B. ebenfalls eingegeben, daß nur Ein Mensch etwas an seinen Gedichten zu tabeln finden könne, und daß alle seine übrigen Tadler nur das Echo dieses Einen seyn müßten. Der erste Abschnitt unsrer Rezension, welcher sich über den ersten Theil der bürgerlichen Gedichte verbreitet, erschien acht volle Monate vor der jenaischen Rezension, welche Hrn. Bürger, wie aus seiner gründlichen Vertheidigung erhellt, so sehr erbitterte, daß er von nun an allen Priestern der Kritik und, wie es fast scheint, der Kritik selbst, einen unausstilgbaren Zorn schwur.

Hr.



nicht schön. Kaum hatte der Uhu dieses gesagt, als der Papagen es nachruffte; und diesem Beispiel folgten auch die Hühner und Gänse nach.

Was thut nun der Urfelbst? Ohnerachtet er sich mit keinem andern Vogel paart, sondern immer allein freißt, geht er diesesmal doch zum Uhu und fragt ihn: wie er es meynet? Der Uhu antwortet, er müsse sich vor allen Dingen einige Schwungziele ausstehn, womit ihn der Genius begabt habe. Der  
Ur.

Hr. B. hält öffentliche Vorträge über die Aesthetik — und macht dem Geschmack, das Recht über Werke des Geschmacks, wenigstens über seine Gedichte, zu urtheilen streitig. Er leugnet die Existenz der Regeln und somit die Existenz des mechanischen Theils der Kunst, — und schreibt in Versen! — Da sich Hr. Bürger-Menschen-schreck zur Bekräftigung seiner heterodoxen Meinungen auf den Horaz berufen zu können glaubt (S. 241), so wollen wir ihm eine Autorität desselben Dichters entgegensetzen, von der wir nicht zweifeln, daß unsre Leser sie passend finden werden:

— ego nec studium sine divite vena  
Nec rude quid profit video ingenium.  
alterius sic

Altera poscit opem res, et conjurat amice.  
Qui studet optatam cursu contingere metam;  
Multa tulit fecitque puer: sudavit et alfit:  
Abstinuit Venere et vino — —  
Nunc latis est dixisse: Ego mira poemata  
pango!!!

Urselbst vergißt hier zum zweytenmal, daß er Urselbst ist, und — folgt. Aber jetzt fällt es ihm ein, daß er noch nicht hinlänglich unterrichtet ist. Der Uhu setzt also seinen Unterricht fort; und der Urselbst macht Einwendungen, die sein Lehrer nicht beantworten kann.

Der Urselbst, der nun Unrath noch,  
 Sprach: Hätt' ich meine Kiele noch!  
 Verlohr von nun an nicht ein Wort;  
 Und zog mit mattern Schwingen fort.

Unstre Leser freuen sich vielleicht, den Urselbst zu seinem Charakter zurück kehren zu sehn? Nur nicht zu früh. Dieser seltne Vogel hat unter andern Eigenthümlichkeiten auch die, daß er durch Schaden nicht klug wird. Nachdem er bey dem Uhu keinen hinlänglichen Trost gefunden hat, fliegt er, nicht etwa zu dem Genius, dessen Liebling er ist, sondern schnurstracks zum Papagen, der, wie wir oben gesehen haben, den Tadel des Uhu wiederholt hatte. Hier wird ihm der Rath erteilt, sich die deutschen Federn auszurupfen und die leeren Wicken mit bunten und krausen Blümchen auszufüllen. Wie gesagt so gethan. Der Urselbst folgt und sein Flug geht nun noch lahmmer fort.

Das Maas seiner Thorheiten voll zu machen, zieht er endlich die Hühner und Gänse zu Rathe. Sie sagen ihm, er müsse werden, wie sie, und sich demnach jeden Genialkiel ausziehen. Der Urselbst bleibt sich auch hier gleich. Er riß sich Kiel  
 bey

ben Kiel heraus, Und ach! mit seinem  
Flug war's aus.

In diesem Elende steht er zu seinem Genius  
empor. Der Genius. liest ihm, wie recht und billig,  
die Moral, warnt ihn vor den Regelbuden, und gibt  
ihm endlich seine Flügel wieder, unter der Bedingung,  
sich an seine vorigen Rathgeber nie mehr zu kehren.

Mit dieser glücklich erfundenen, wohl zusam-  
menhängenden Fabel glaubt Hr. Bürger seine Re-  
genfenten ad absurdum gebracht zu haben!!!

## IV.

Musenalmanach für 1793. Herausge-  
geben von Joh. Heint. Voß. Ham-  
burg bey Bohn. 187 S.

Die vorzüglichsten Dichter, welche zu diesem  
Almanach Beiträge geliefert haben, sind,  
außer dem Herausgeber, Pfeffel, der Graf L. von  
Stolberg, von Salis, Matthison, Gleim, Ebert  
und Halem.

Die meisten Beiträge des Herausgebers sind  
Uebersetzungen. Die Elegie auf den Tod  
eines Papagenen, nach Ovid, hat das Ver-  
dienst einer leichten, fließenden Versification,  
und das elegische Syllbenmaaß, welches unsern  
Dichtern so selten gelingt, scheint den Verfasser  
nicht gehemmt zu haben. Nur an einigen Stellen  
hätten